

uns besprochenen Schrift Ungern-Sternbergs deutlich hervor, daß es sich bei der neuzeitlichen Ehezerüttung um ein sehr ernstes Problem handelt, das gerade unser deutsches Volk besonders nahe angeht, und daß die Reichsstatistik daher gut daran täte, diesem Problem ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

## Der ewige Parzival

Von Hubert Becher S. J.

**D**es Menschen und der Menschheit Weg zu den letzten Dingen ist immer der Gegenstand der großen Dichtung gewesen. Die Psalmen schon nennen ihn, indem sie immer wieder »veritas et misericordia«, die Wahrheit und Barmherzigkeit, preisen. Während der Mensch nach der Wahrheit sucht, die ihm zugleich Erkenntnis und Heil bietet, in der Eroberung der Welt, in der Formung der eigenen Persönlichkeit und in der Formung völkischer oder menschlicher Gemeinschaft, während sich ihm auf dem Weg und am Ziel seines Strebens diese Wahrheit lauterer und reicher als Gottes Wahrheit enthüllt, bedarf und empfängt er die Barmherzigkeit Gottes, die jede erlahmende Kraft stärkt und den Irrenden wieder auf den rechten Weg führt.

Was das Alte Testament in geschichtlichem Bericht, in Hymnus und Lehrspruch wiederholt, ist auch der Gegenstand des Evangeliums, das nun Christus, die einzige und allumfassende Gestalt, als Wirklichkeit bekennt und seine Herrlichkeit feiert, »voll der Gnade und Wahrheit«. Auch hier vollendet sich die Zeit der Vorbereitung, denn an die Stelle der Barmherzigkeit, die mehr an Sünde und Schwäche erinnert, ist in der Fülle der Zeiten die Gnade getreten, die den Menschen zum Gotteskind macht und die Natur vollendet, über das Maß jeder möglichen Sehnsucht hinaus.

Um Wahrheit und Huld des Gottes oder der Götter geht es auch dem Peliden Achilles und dem vielgewandten Odysseus; Virgil erlebt es erschütternd, welche Last es war, Rom und sein Geschlecht aufzubauen (*tantae molis erat Romanam condere gentem*). Um Wahrheit und Heil zieht Herr Qujote durch die Steppen Spaniens, wandert Dante durch Hölle, Fegfeuer und Himmel, steigt der stolze Knabe Siegfried von der Burg seines Vaters, ruft er um Rache für Lüge und Meintat, die erst dann zu Ende ist, als Dietrich von Bern seinen Rücken beugt, um die Welt weiterzutragen. Wahrheit und Heil glänzen auf in den tausend französischen Gestalten vom Rolandslied bis zum »Le soulier de Satin« des Claudel unserer Tage. Hamlet und König Lear kreifen um dieses Sein oder Nichtsein, und durch alle Schleier und Verzerrungen Dostojewskis sucht die russische Seele aus ihrer unergründlichen Tiefe den Sinn des Lebens, der Wahrheit und Heil ist, ersehnt, erkämpft, erlitten und geschenkt zugleich.

Schon die Erinnerung an die Namen der großen Dichtungen nimmt wahr, daß in jedem Volk der allgemeine Gegenstand eigentümlich geformt ist. Dem großen Einzelmenschen der Griechen steht das politische Führertum der Römer

gegenüber; das Auseinanderklaffen von Höhenstreben und hausbackener Urvernunft bei Don Quijote und Sancho Panza sticht weit ab von der Bindung beider menschlichen Möglichkeiten in der englischen Dichtung. Dem Deutschen ist es in dieser Beziehung wohl eigentümlich, daß er nicht nur den Gegenstand des menschlichen Ringens, die Welt, allmählich entfaltet, sondern auch den menschlichen Kämpfer selbst mit Vorliebe in seinem Werden darstellt. Zwar kennen auch die Helden der Dichtung anderer Völker eine Entwicklung; aber dennoch ist es wohl das besondere Zeichen deutschen Dichtervillens, beides zusammen zu zeichnen: die Eroberung der Welt - der ganzen oder eines Ausschnittes ihrer äußeren Erscheinung oder auch ihrer Tiefenwurzeln im Ewigen und Göttlichen - und zugleich den Helden im Wachsen von der Einfalt des Knabentums bis zur Höhe der menschlichen Kraft oder der Weisheit des Alters. Vielleicht ist dieser Verdoppelung ein Teil jener Dunkelheit zuzuschreiben, die der Ausländer schilt, wenn er die klare Schärfe des Franzosen gewahrt. Dieser seinerseits hat wohl deshalb keine einzelne überzeitlich gültige Dichtung, sondern reiht Dichtung an Dichtung wie die Facettenseiten eines Diamanten, weil klares und letztes Erkennen auf Erden nur als Stückwerk möglich ist. Wir Deutsche sehen im angeblich Dunkeln den Abstieg zu den Müttern, einen Versuch, zum letzten Kern alles Wesens ahnungsweise vorzudringen. Die Siegfriedsage, Parzival, Simplicissimus, Dichtung und Wahrheit, Der grüne Heinrich sind Beispiele dieser deutschen Art.

Nun ist es so, daß auch die Völker sich entwickeln und die Dichter verschiedener Wachstumsstufen ihrem Volk den ewigen, allgültigen Gehalt in der jeweils entsprechenden Prägung bieten. Damit ist die Möglichkeit gegeben, daß der gleiche Stoff wiederum verdichtet wird. Nicht darin liegt der Unterschied von Ursprünglichkeit und Nachahmung, daß die Stoffe verschieden oder gleichförmig sind, sondern daß eine neue Wahrheit oder die Wahrheit neu aus dem Werk hervorleuchtet. Ja es mag große Dichter, die tiefer als wir andern schauen, geradezu gelockt haben und locken, in einem Stoff, dessen allgemeiner Aufbau schon fertig vorliegt, zum Letzten vorzudringen und über die früheren Meister hinaus Ererbtes im Schillerschen Sinne zu erwerben und zugleich mit Neuentdecktem zum gültigen Denkmal ihrer Zeit zu erheben. Wo immer wir nun eine solche Wiederaufnahme desselben Stoffes finden, wo es sich also nicht um echte Nachahmung oder falsches, nach dem Zügigeren oder Schlagermäßigen greifendes Schriftstehlen (wie oft in der Gegenwart bei der Verfilmung von Dichtungen) handelt, stellen wir fest, daß Stoff und handelnde Personen so tief dem lebendigen Volksgemüt verwurzelt sind, daß sie sozusagen unsterblich wurden; oder aber sie stehen dann wieder auf, wenn ein Volk sich um sein wahres Wesen bemüht. In diesem Sinne können wir vom ewigen Parzival sprechen. Zwar verfiel mit der mittelalterlichen Welt sein Ruhm, aber kaum fand Deutschland in der Romantik wieder zu sich selbst zurück, da erglänzte auch wieder sein Name, um nie mehr vergessen zu werden.

Golther hat in sorgfältigen und mühsamen Untersuchungen dargestellt, wie

die Sage sich geformt, vermehrt, verändert hat, indem fast zahllose Dichter und Dichterlinge den heiligen Gral und seinen Helden als Haupt- oder Nebenmotiv nennen, dessen Ursprung trotz allem noch im Dunkel der Geschichte verborgen ruht. Nicht von dieser Entwicklung soll die Rede sein. An drei Dichtungen wollen wir zu zeigen versuchen, wie in das Bild Parzivals jeweils ein Bild der Zeit hineingezeichnet wurde, ein Bild auch zugleich des deutschen Volkes und seines Schicksals, wie es der Dichter sah. Das mittelalterliche Epos Wolframs von Eschenbach, Richard Wagners Parsifal und die epische Erneuerung des Parzival durch Albrecht Schaeffer seien unter dieser Rücksicht gewürdigt.

## I

Es wäre vermessend, den Reichtum der Wolframschen Dichtung auf wenigen Seiten ausschöpfen zu wollen. So wunderbar vielseitig er ist, gewinnt er aber gleichwohl aus der Mitte den eigentlichen Sinn; diese Mitte aber ist dort, wo Wahrheit und Gnade zusammenstoßen, wo des Menschen Parzival unverzagtes Mannesstreben und Gottes Huld sich einen<sup>1</sup>.

Fern von allem Weltgetriebe wächst Parzival auf. Der alte mittelalterliche Dichter wußte, wie das Erbgut der Vorfahren das Wesen der Menschen bestimmt. Der hohe Sinn der Ahnen bricht sich schon in den ersten Lebensäußerungen des Knaben Bahn. Es ist bezeichnend, daß fast alle Erklärer zu schnell über diese ersten Erlebnisse hinweggehen. Hier spricht uns Wolfram von einem gewissen zarten Empfinden, einer feinen Empfänglichkeit des Herzens.

<sup>1</sup> Das Streben Parzivals behandelt ausführlich neuerdings Georg Keferstein, Parzivals ethischer Weg. 80 (106 S.) Weimar 1937, H. Böhlau Nachfolger. Kart. M 3.60. Ausgangspunkt bildet die Frage nach Parzivals Schuld. Ziel ist, von diesem Epos aus die Idee des deutschen mittelalterlichen Rittertums überhaupt Gestalt gewinnen zu lassen. Wie der Titel der ganzen Sammlung: »Literatur und Leben«, in der die Schrift als 10. Band erscheint, ankündigt, sucht Keferstein über die vergangene Forschung hinaus möglichst allseitig die Dichtung zu würdigen. Tief durchdacht, sorgfältig abgegrenzt erscheint der Lebensstil der hohen deutschen mittelalterlichen Kunst und seiner Menschen. Im Folgenden werden einige Ergänzungen und Berichtigungen seiner Arbeit geboten, die im übrigen unsere Auffassung bestätigt und vertieft hat. Dankenswert sind die Ausführungen über das Verhältnis von Gnade und menschlicher Tätigkeit, wo Keferstein wohl das Richtige sagen will, aber in ungenügender Kenntnis des klassischen theologischen Wortgebrauchs unklar wirkt. Insofern hat G. Weber doch richtig gesehen, wenn er sich zur Erhellung der geistigen Welt Parzivals in der Scholastik umsieht. So hätte bei der Analyse der Schuld die theologisch klare Unterscheidung zwischen »peccatum materiale« und »formale« die Wortgebung Kefersteins vorteilhaft beeinflussen können (S. 86 u. a.). Der Hinweis auf das Duell ist unrichtig (S. 88 f.). Statt zu sagen, später sich zeigende Treue und Mitleid verschärfe oder vergrößere Parzivals Schuld, wäre es besser, davon zu sprechen, daß die Handlungsweise uns die Größe der früheren Schuld klarer erkennen lasse. Jeder, der im Mittelalter eine Zeit totaler Welt- und Menschenauffassung sieht, sei nachdrücklich auf die wertvolle Schrift hingewiesen. (K. 50 = Keferstein S. 50; 420, 7 = Eschenbach, Parzival 420, 7.) Wilhelm Stapel hat Wolfram von Eschenbach, Parzival, eben in einer flüssigen Prosaübersetzung herausgebracht (80 [488 S.] Hamburg 1937, Hanseatische Verlagsanstalt; geb. M 6.90). Wenn das Buch auch dem Urtext selbst nicht gleichwertig ist, so muß doch rühmend anerkannt werden, daß Stapel den Bedeutungskern der Worte erfaßt hat und so dem befinnlichen Leser das größte Wortkunstwerk des Mittelalters nahebringt.

Sie scheint uns, nicht bloß bei Wolfram, in der mittelalterlichen Dichtervelt das Kennzeichen des Edlen gewesen zu sein. Hier unterscheiden sich Hochgeborene von Niedrigen, wie Wolfram etwa von dem Fischer sagt, der den ausreitenden Knappen über den Fluß setzt; hier sind auch Unterscheidungen in der ritterlichen Welt selbst, wie Keie veranschaulichen mag. Dieses Feingefühl regt sich auch bei dem leisesten Eindruck. Das bedeutet aber nicht Schwäche und Unsicherheit wegen mangelnder Geschlossenheit und gerader Willensrichtung. Im Gegenteil ist die ganze Kraft des edlen Mannes wach und antwortet in ungebrochener Natursicherheit mit ja oder nein<sup>2</sup>. Die mittelalterliche Sprache nennt sie kiusche. Auch bei schame ist an diese allgemeine Empfindungskraft zu denken. Das Gegenteil ist die tumpheit gleich Stumpfheit infolge mangelnder Bildung. Kiusche und mâze bedeuten die Höhe charakterlicher Vollendung, mit mâze ist die durch Zucht erworbene Vollkommenheit gemeint, mit kiusche die Güte sittlicher Anlage. Sie verdient höchstes Lob. Auch Gott schätzt sie besonders (466, 28). Die aus ihr fließende schame gibt Ruhm und ist der Seele Krone (319, 6-11); sie zu wahren, ist das erste Rittergebot.

Es ist bezeichnend, daß nach der hohen Zeit des Mittelalters die Worte Keuschheit und Scham einen andern und engeren Sinn erhalten haben. Wenigstens ist es so in der Sprache des Alltags und der weltlichen Kreise, während sie in der verborgenen Abgeschlossenheit innerster Gottesminne ihre alte Bedeutung bewahrt haben und frevelhaften Eindringlingen dann Gelegenheit zu Mißverständnissen und Verkennung bieten. Nicht minder aber ist es merkwürdig und beklagenswert, wenn für den Gedankeninhalt der kiusche, d. h. also jener zarten und doch mächtigen und sicheren Empfindungskraft in unserer heutigen Sprache überhaupt kein Wort mehr vorhanden ist.

Der Begriff dieser kiusche fußt in seinem Untergrund auf der für Ehre und Heldentum so sehr empfänglichen Seele der Germanen und formte sich, als das Christentum den in der Taufe Gerechtfertigten als Kind Gottes darstellte, dessen Gewissen, von der Gnade unterstützt, sowohl aufmerksam wie tatbereit dem Guten und Vollendeten, Christlich-Heldischen entgegenstrebt. Schon Gottfried von Straßburg beginnt, diese innere Sicherheit geringer zu schätzen, wenn er die Kraft der persönlichen Leidenschaft verkündet, die auch dann ihr Recht verlangt, wenn sie gegen die Ordnung der Menschen untereinander angeht. Erst recht wird diese kiusche unmöglich, wenn die Reformatoren die Menschennatur als verderbt erklären und eine andere, der Natur fremde Güte im Glaubensakt erwarten. Seit dieser Zeit ist es so, als ob die Zartheit und die Kraft der kiusche überhaupt nicht mehr einträchtig zusammen gedacht werden könnten, als ob die Menschen selbst diesen einst höchsten Adel der verchristlichten Natur vermissen und verloren hätten. In den Romantikern erst lebt wieder etwas von

<sup>2</sup> Keferstein spricht bei Parzival von einer Disposition zum Akt des Mitleids, vom warmen menschlichen Gefühl, das ihn naturhaft bedrängt, von dem warmen menschlichen Mitgefühl des naturhaft zu Adel und Güte disponierten Menschen (K. 34 u. a.), aber damit ist wohl die Bedeutung dieser Naturanlage nicht ganz erfaßt.

dieser Erkenntnis auf. So schrieb A. W. Schlegel vom Parzival: »Es liegt eine tiefe Wahrheit darin, daß die höchste Reinheit und Unschuld des Gemüts der Einfalt so nah verwandt ist.« Klarer noch schreibt Arnim davon, wenn er sagt, daß nicht die Leidenschaft den Dichter ausmache und wohl noch niemand während ihrer lebendigsten Einwirkung etwas Dauerndes geschaffen habe (Die Kronenwächter, Einleitung). Dem Nachdenkenden wird es bald deutlich, wie sich der Begriff vom Menschen wandeln muß, wenn diese Naturgabe der Kiusche und Schame, die wohl mit der Herkunft als Erbgut geschenkt ist, nicht mehr anerkannt wird. Diese hohe Wertung der Kiusche, die das Mittelalter zeigt, entspricht ganz der katholischen Anschauung vom Wesen des Menschen. Sie verneint, daß jemals Gnade durch bloße Natur verdient werden könne, aber lehrt, daß ein solch reiner, Zartheit und gesunde Kraft vereiner edler Sinn die gewöhnliche Voraussetzung und Vorbedingung für gnadenhafte Auserwählung ist.

Diese Kiusche jedoch genügt nicht allein; als naturhaft wirkende Kraft ist sie aus sich noch des Unmaßes fähig. Die Naturanlage bedarf der Zucht, der Bildung und Formung durch die Gemeinschaft, die in ihren Sitten auch Sittlichkeit lebt und übt. Das drückt nicht den Edelgeborenen gleichmacherisch herab, sondern formt ihn in ein Ebenmaß hinein, dem Kiusche und Schame den Zauber verleihen, die Kern und Krone der Seele bleiben.

Auch Parzival bedarf dieser Formung, um von seiner Tumpheit erlöst zu werden. Solange sein inneres Streben nicht die Zucht verspürte, ist sein Eifer blind; er übersieht den Abschiedschmerz seiner Mutter, verursacht ihren Tod und tötet Ither, ohne daß es ihm bewußt würde. Liegt so auch keine eigentliche Schuld vor, so wird doch die Harmonie des Lebens gestört.

Gurnemanz ist es dann hauptsächlich, der den jungen Parzival ins höfische Leben einführt. Nun kann er zeigen, ob er die Triebkraft des innern edlen, mitfühlenden Herzens zugleich mit der Mäze zu bewahren vermag. Parzival kommt zur Gralsburg, wo die Gnade der Auserwählung den nach aller Wahrheit suchenden, vollendeten Ritter erwartet. Er fragt nicht, um das höfische Gesetz nicht zu verletzen. Sein Königtum ist verscherzt.

Diese schlichte Tatfache ist der Mittelpunkt seines Lebens. Man kann nicht genug den Seherblick Wolframs rühmen, der hier in die Tiefen des Menschengeheimnisses eindringt, selbständig den überlieferten Stoff umgestaltend.

Was Wolfram von Eschenbach im anschaulichen Bild hinstellt, bedarf nachsinnender Entfaltung. Parzival scheitert, da er die persönliche Art und das allgemeine Gesetz nicht recht zu einen vermag. Die allgemeine Norm ist nur dann sittlich, wenn die lebendige Persönlichkeit sie verwirklicht, und sie ist nur insoweit sittlich, als der dem einzelnen eigentümliche Wert beachtet bleibt. Dann wird dieser sogar vollendet; dann kommen Individuum und Gemeinschaft zur Harmonie. Meist zieht der Mensch an solchen Kreuzwegen das Ich und seine Wünsche dem Allgemeinen vor. Sünde nennen wir insgemein Verletzung des Gesetzes. Aber es ist auch Sünde, in Beachtung eines Gesetzes der Einzelnatur unrecht zu tun. Dem Außenstehenden wird vielleicht ein der allgemeinen Vor-

schrift folgendes Handeln gerecht erscheinen; auch der Handelnde selbst mag, wenn er auf die allgemeine Ordnung blickt, sein Verhalten gut nennen. Dennoch wird hier ein wichtigeres und höheres Gesetz verletzt, daß die gute Einzelnatur in der Beobachtung des Allgemeinen vollendet, nicht aber verkehrt werden darf.

Dies liegt nun in Parzivals Handlungsweise vor. Das persönliche, naturhafte Mitleid und das sittliche Gebot, durch Fragen sich nicht in den fremden Bereich ungebührlich einzudrängen, stehen gegeneinander. Parzival wählt das höfische Gebot. Sein Fehler ist nicht der Irrtum, seine Sünde kein Fehlurteil. Er fühlt den sittlichen »Zweifel«, ahnt dunkel den Zusammenstoß zweier Forderungen, spürt ihn vielleicht doppelt, da er vorher in allzu großer Sicherheit sich in allen Lagen gewappnet glaubte. Aber schon greift er voreilig nach der klaren und einfachen Norm höfischer Sitte und bewahrt das Schweigen. Wenn sich auch ein heimlicher Reiz um sein Herz legt, so kommt ihm doch nicht der Gedanke an eine Schuld, da er ja die Gerechtigkeit des Gesetzes erfüllte. Er muß folgerichtig Gott untreu schelten, wenn er ihn durch die Gralsbotin der Königswürde für verlustig erklärt. Nun faßt er den Entschluß, seiner selbst würdig zu bleiben und sich im Kampf aus eigener Kraft die Krone zu erringen.

Dies ist die Geschichte der Schuld Parzivals und erklärt, wie er zu seinem Urteil über sein Verhalten auf der Gralsburg kommt.

In jahrelangem Schweifen sucht der Held nach dem Ziel seiner Sehnsucht, untadelig und unverzagt. Aber es liegt doch eine Last auf dem früher so frohen Herzen. Sein inneres Feingefühl ist ihm geblieben; es wird nun der Anlaß zu seiner Umkehr. Am Karfreitag begegnet ihm ein büßender Ritter mit seinem Gefolge. Anfangs lehnt er es höflich ab, den Tag als Gottestag zu begehen, aber der zarte Sinn mahnt ihn, den alten und ernstesten Mann nicht durch abweisende Haltung zu beschweren. Auch zieht es ihn, die schönen Töchter des Pilgers noch einmal zu sehen – ein kleiner Zug, der so anschaulich zeigt, wie Wolfram den ganzen Bezirk des Menschlichen umfaßt und niemanden durch das Streben nach dem höchsten Ziel der Erde entfremdet werden läßt.

Der Ritter ohne Furcht und Tadel, dessen Sinn seit dem Fluch der Gralsbotin nur mehr auf die äußere Vollkommenheit als Vollendung ritterlichen Seins gerichtet war, offenbart damit seinen angeborenen und im Kampf nicht erstickten Adel. Während er glaubt, Gott eine Möglichkeit zu geben, daß er sich treu erweise, lenkt dieser schon gütig und huldvoll das Pferd des Ritters hin zu Trevrizent. Hier beim Einsiedler zerspringt der harte Ring, den Parzival sich selbst ums Herz gelegt hat; und während vor ihm die Größe Gottes sich erhebt, wie sie Trevrizent selbst in sich erfahren hat, erkennt er, wie töricht es ist, auf Grund äußerer Erfüllung der Rittergesetze Gottes Gnade zu fordern. Das demütige Ich lauscht auf die Stimme des Herrn, der gewiß den Treuen nicht verläßt, aber dessen Gabe doch immer Gnade bleibt.

Parzival erkennt reuevoll, daß er gesündigt, und empfängt Verzeihung (501, 17; 502, 25 ff.). Er ist bereit, weitere Mühen als geschuldete Sühne für die Verletzung der göltigen Ordnung auf sich zu nehmen, ist bereit, weiter auf Gott zu warten

in stummem und doch so beredtem Dienst. Er setzt selbst sein Leben daran, als ihm fast im Augenblick seines höchsten Sieges über den ihm gleichwertigen Halbbruder Feirefiß das Schwert zerspringt und er sich ihm in die Hand geben muß. Da hat die Prüfung ein Ende. Dem frohvereinten Bruderpaar huldigt der ganze Artushof, huldigt die Gralsbotin. Parzival darf nun den wunden Amfortas erlösen. Indem er fragt, was ihn wirre, vollzieht er nicht eine »rechtfertigende Tat«. Er spricht sozusagen ein sakramentales Wort als Werkzeug des dreifaltigen Gottes, den er darum auch demütig knieend zuvor anruft. Werkzeug Gottes wird er nunmehr immer sein als König des heiligen Grals: Sein Streben und Suchen und die Gnade Gottes haben zusammengewirkt.

Nun am Ziel seines Werkes, enthüllt Wolfram von Eschenbach noch das große Gemälde der universalen Gottesherrschaft, in der das Abendland geeint ist und zu der auch der Orient durch Vermittlung des Feirefiß und seines Priestergeschlechtes berufen ist. Über der allgemeinen christlichen Welt des Artus, in der man die Erdenpflichten erfüllt und so sein Ziel erreicht, steht die geordnete Schar auserkorener Gottesdiener, die die letzten und tiefsten Sätze christlichen Handelns zum bewußten Lebensgesetz machen. Sie sind die Treuhänder der göttlichen Ordnung und werden ausgesandt, wo besondere Aufgaben im Schutz der Schwachen und Verlassenen nach Gottes Willen selbstlos zu erfüllen sind.

Gottes Huld in der Regierung der Welt und menschliches Tun, naturhafter Adel in Zartheit und Festigkeit und zuchtvoll geformte Leistung, in Schuld und Sühne, in Verzeihung und Gewährung sind durch Wolfram von Eschenbach in wundervoller Erhabenheit und Schlichtheit geeint zum vollendetsten Weltbild des christlichen Mittelalters.

## II

In eine ganz andere Welt treten wir ein, wenn wir Richard Wagners Klängen folgen und seinen Parsifal auf uns wirken lassen. Er formt den epischen Stoff zu einem Drama, »drängt alles in drei Hauptsituationen von drastischem Gehalt so zusammen, daß doch der tiefe und verzweigte Inhalt klar und deutlich hervortritt, denn so zu wirken und darzustellen«, war nun einmal seine Kunst. Aus dieser Verdichtung aber ergeben sich auch wesentliche Verschiebungen. Die Hauptsituationen, um mit Richard Wagner zu sprechen, sind erhalten, doch ist Parsifal nicht Parzival. Bei Wolfram wölbt sich auch über die Artuswelt durchaus der christliche Himmel. Parzival ist zum Besseren erkoren; er kommt in Schuld und wird von Gott verlassen, weil er seine besondere Auserwählung verliert; ja er wird dann auch aus der allgemeinen christlichen Ordnung hinausgestoßen. Klingor, der Fürst des Bösen, hat kein wahres Gegenstück bei Wolfram, auch nicht in dessen Wunderschloß. Alles ist bei Wagner vereinfacht auf die sittliche Entscheidung zwischen Gut und Böse. Von einer Stufenordnung ist nichts mehr erhalten. Auch die seelischen Erlebnisse sind einfacher gestaltet. Bei Wagner ist das Mitleid der Angelpunkt des Menschlich-Guten. Nach Schopenhauers Lehre, die der Dichterkomponist vollständig in sich aufnahm, ist »grenzenloses Mitleid

mit allen lebenden Wesen der festeste und sicherste Bürge für das sittliche Wohlverhalten, besteht die Güte des Herzens in einem tiefgefühlten Mitleid«. Mitleid spielt auch bei Wolfram eine wichtige Rolle, aber vielleicht ist es gerade dem Tonwerk Wagners zuzuschreiben, wenn die Erklärer die feilische Verzahnung des mittelalterlichen Epos falsch im Mitleid gesehen haben. Gewiß ist die Liebe nach christlicher Auffassung die höchste Tugend, aber dennoch würde Wolfram nicht wie Wagner Parsifal singen lassen:

Gefegnet sei dein (Amfortas) Leiden,  
das Mitleids höchste Kraft  
und reinsten Wissens Macht  
dem zagen Toren gab.

Der mittelalterliche Tor fühlte schon auf der Gralsburg Mitleid, aber sein eigentliches Versagen besteht darin, daß er nicht die Mitte zwischen Gesetz und Eigenwert der Persönlichkeit fand. Wenn wir darum auch in Rechnung stellen, daß im Parsifal nicht die reiche Fülle sittlicher Eigenschaften gezeichnet werden konnte wie im Epos, so bedeutet doch diese Schöpfung eine einengende Vereinfachung des sittlichen Kampfes und der sittlichen Welt.

Das Wichtigste und Entscheidende jedoch muß erst gesagt werden. Nachdem Parsifal von der Gralsburg weichen mußte, kommt er auf die Burg des Bösen. Die Zauber des Klingenschlosses, die Reize der blühenden Kundry verletzen ihn in hohe sinnlich-geistige Erregung. Das innere Wallen des Gemütes erinnert Parsifal an die Gralsburg mit ihren Erschütterungen und macht ihn, vom Mitleid erfüllt, nun stark genug, jeder Verführung und Versuchung zu widerstehen. Wenn Parzivals Umkehr mit dem stillen und doch so starken Werben seines sittlichen Zartgefühls, jener küsche, einsetzt, so ist bei Wagner die höchste Erschütterung seines ganzen Innern notwendig, um ihn aus dem Torentraum zu erwecken. Jetzt erst wird er sich seiner selbst bewußt, wird wissend und kraftvoll. Der Mensch Wolframs erkennt sich in der Stille; der Wagners im Aufruhr. Wo die größere Innerlichkeit, die größere Tiefe zu suchen ist, bedarf keiner Erläuterung, läßt uns aber erkennen, wie groß die Verschiedenheit der Auffassung ist. Ihr entspricht auch vollständig die Lösung des Ganzen. Der sich selbst bewußte Parsifal entzündigt und entführt den kranken König, spendet Erlösung dem Erlöser. Der Mensch selbst, der seine innere Kraft erfuhr, vermag zu heilen. »Alle menschlichen Gebrechen fühnet reine Menschlichkeit«, hatte schon Goethe gesagt. An der Stelle Iphigeniens und ihrer fraulichen Güte steht aber bei Wagner der Mann, der im heldischen Aufschwung des Geistes sich und seiner Gefolgschaft den Weg bahnt. Höchsten Heiles Wunder ist es, daß der vor die Entscheidung gestellte Mensch in seiner Natur selbst Kräfte findet und auslöst, die ihn selbst erlösen und durch die er, vom Mitleid bewegt, auch dem Mitmenschen Führer und Retter sein kann.

Wenn wir den mit den Worten »Wahrheit und Gnade« gekennzeichneten Gehalt mit Parsifal zusammenbringen, würde nach Wagner der wahrheit=



fuchende Mensch in seinem Streben dadurch »begnadet«, d. h. geweckt, daß er sich selbst entdeckt. Gott und die »Stimme aus der Höhe«, die am Ausgang der Tonschöpfung erscheinen, sind nur ein schwebender Himmel über dem im Menschen beschlossenen Geschehen. Nicht stark genug kann also betont werden, daß eben doch das Christliche, das in Musik und Bühnengeschehen den Zuschauer und Hörer des Parsifal zu ergreifen pflegt, Beiwerk ist. Der Parsifal ist und bleibt Verkörperung des selbstherrlichen Menschen, der die Welt bezwingt, so wie es der ganzen Geistesentwicklung des 19. Jahrhunderts entspricht.

### III

Der Stolz des ichbewußten Herrn der Erde sollte nicht lange bestehen bleiben. Wieder wird die Parzivalfage gestaltet, Albrecht Schaeffer unternimmt es, das Suchen des Menschen, wie es sich ihm und dem Anfang des 20. Jahrhunderts darbietet, zu schildern. Noch weiter ausladend als Wolfram, führt er uns durch alle Höhen und Tiefen des Menschlichen, webt Gestalten, Motive, Legenden hinein bis zum Übermaß. Erwin, der Meister des Straßburger Münsters, die Melancholie Dürers, der ewige Jude, Alexius und andere spielen mit, so daß dieser Parzival wirklich alles sieht und mitlebt, was irgendwie menschlich ist.

Neben dieser Breite des Geschehens ist die Sprache bemerkenswert. Während Wolfram, ob aus mangelhaftem Können, ob aus dichterischer Sparsamkeit, die Sprache wie ein knappes Kleid um seine Gestalten legt, wallen die faltigen Gewänder bei Schaeffer. Oft gehen unter dem Glanz der Schilderung, der märchenhaften Pracht oder auch durch das Übermaß des Ekelhaften die Kraft und die Weihe verloren, die doch über dem schicksalhaften Erleben eines Menschen, der das Urbild des Menschen überhaupt sein soll, liegen müßten.

Unverdroffen durchjagt Parzival die Gefilde oder vergräbt sich wie Faust in die Wissenschaft, im »Suchen nach der Wahrheit in dem Leben« und im »Suchen nach dem Leben in der Wahrheit«,

denn wer Großes wägt in seiner Seele,  
große Taten oder Leidenschaften,  
der erlangt des Herzens höchste Schöne (II, 25).

Doch an Stelle größerer Wahrheit tritt nur größeres Dunkel. Enttäuschte Hoffnungen lassen Parzival aufstöhnen, als gehörte er zu den Verdammten. Seine Klage gegen Gott wird ein maßloses Ausschütten seines Innern, nicht ein trotz allem ansprechender, aufrechter Trotz wie bei Wolfram.

Fast wie ein Chaos erscheint die Dichtung, so daß der Vergleich mit der Zeit naheliegt, in der die Menschheit Sinn und Ziel des Menschenlebens überall sucht und nirgends findet.

Wenn wir nach dem innern Kern der Dichtung fragen, so scheint an ihrem Anfang die Erkenntnis des Dichters zu stehen, daß Parzival innerlich feinempfindend gewesen sei. Gurnemanz »fand ihn also zart und vieles wissend, unbewußt, dieweil Begriffe fehlten«. Aber es ist nicht die mittelalterliche Kiusche,

sondern das leichtbewegte Herz, dies elende Gut auf der wankenden Erde, dem Goethe den Rat gibt, gefühllos zu sein. Gurnemanz lehrt aller Kräfte Sammlung, lehrt ihn:

Die Seele rührt mit ihren höchsten  
Kräften an den ewig Höchsten,  
mit dem tiefsten an die Zeit,  
davon wird sie arm und unbeständig,  
tauscht das Außen für Inwendig  
und verliert das Adelskleid. . . .  
Und er lehrt ihn, daß allein im Innen  
alle Dinge Gegenwart gewinnen.

Damit ist auch schon der Gehalt der ganzen Dichtung angedeutet: Parzivals Schuld oder Irren besteht darin, daß er die Wahrheit außer sich sucht, in Ehre, Wissen, Liebe, Macht. Und seine Bekehrung ist die Einkehr: Alles, was Tätigkeit befaßt, ist verderblich. Vollendung findet das Ich nur im Verzicht. Die Fauststimmung wird zum Grundsatz:

Was kann die Welt mir wohl gewähren?  
Entbehren sollst du! sollst entbehren!  
das ist der ewige Gefang,  
der jedem an die Ohren klingt,  
den unser ganzes Leben lang  
uns heifer jede Stunde fingt.

Nichts wollen und erwarten, ist darum Weisheit. Das also ist aus Wahrheit und Gnade geworden. Der stolze Parsifal Wagners glaubte der Gnade entraten zu dürfen. Er findet alles in sich selber.

Nun ist mit der Gnade auch die Wahrheit selber sinnlos geworden. Im Nichts, im Tod des Strebens ist allein Glück und Seligkeit. Untergangsstimmung des Abendlandes! Wenn selbst ein Claudel in »Le soulier de Satin« darin die letzte Erkenntnis sucht, ist solche Haltung in ihrem ganzen bedrohlichen Umfang gekennzeichnet.

Von diesem Ende aus erscheint der Parzival Wolframs erst in seiner ganzen Größe und Gesundheit. Er wie sein Dichter sahen nicht im Menschen selbst den letzten Halt und den letzten Grund des Seins oder das Unterpfand des Heils seiner Umgebung. Des Menschen Fragwürdigkeit und Hinfälligkeit konnten darum bei ihnen nie zur Verzweiflung führen und den Tod des Vergessens als etwas sehnsüchtig zu Verlangendes hinstellen. Was dem Jahrhundert Wagners Versuchung wurde, war freilich auch dem Mittelalter bekannt: der Mensch der Mikrokosmos, der Mittelpunkt aller Dinge! Aber er war es als Antwort und Spiegel der großen göttlichen Weltordnung. Wie zwei Pole standen sich in jener christlichen Anschauung gegenüber der dreiperlönliche Gott und der Mensch, und zwischen ihnen spannte sich die ganze Welt. Gott schuf sie als die große

Ordnung der unaussprechlichen Geheimnisse, schuf sie, damit der freie Mensch sie erfülle und vollende. Darum gab er ihm das große und feste, aber zugleich kindlich zarte Herz, fähig, auch die leiseste Berührung wahrzunehmen und mit starkem Mut auch das Höchste anzugreifen und bis zum Ende gerade durchzuführen. Diese kleine, Mitgift der im Christentum erlösten Natur, bedarf der Umwelt, durch die sie geformt wird, der Mitmenschen, die sie bilden, damit der einzelne helfen kann, die Welt mitzuentfalten. Doch enthebt dieses Eingebautsein in die Gesellschaft sie nicht der persönlichen Verantwortung für ihre eigene Leistung. Hier aber bleibt der Mensch vor dem Angesichte Gottes, der seinem Geschöpf nahe sein will. Daß es sich nicht verliere in der Fülle der Erscheinungen, daß es nicht enge werde im Vertrauen auf die eigene Kraft, aber auch daß es fähig werde, Gottes Werke zu vollenden, soll menschliches Tun und göttliche Gnade sich verbinden. So muß der Mensch in Demut sich neigen und auf Gott hoffen, aber es wird dann auch sein Leben in der Welt ein erhabener göttlicher Dienst, in dem die eigenen Kräfte, die ja auf Gott gerichtet sind, ihre höchstmögliche Steigerung erfahren.

Innerhalb der menschlichen Gesellschaft scheidet Wolfram die große Menge derer, die ihren gegebenen Pflichtenkreis erfüllen, von den wenigen Ausgewählten, die zwar ebenfalls in allen menschlichen Bezirken sich vollenden, aber darüber hinaus die innere Triebkraft des Weltgeschehens, d. h. den Willen Gottes, unmittelbar erkennen und in allem, was sie tun, sich vor Gott selbst verantwortlich fühlen. Durch sie wird in der Welt das Gottesbewußtsein und die Gottesordnung lebendig erhalten.

All dies geschieht, ohne daß der freie Wille des Erwählten Einbuße erleidet, vielmehr ist sein ganzes Tun trotz aller Gnade auf die freie Entscheidung gestellt. Das sagt die Möglichkeit des Verfassens, der Reue, der Verzeihung, der Sühne und doppelt treuen Dienstes in der göttlichen Aufgabe.

Es muß auffallen, daß in den Parzivaldichtungen von der naturgewachsenen Gemeinschaft des Volkes nicht die Rede ist. Schaeffer widmet ihm fast nur die Worte:

Unbill nämlich duldet's ohne Zagen,  
aber Hunger kann es nicht ertragen.

Richard Wagner läßt den durch Mitleid wissenden Toren zwar andern Hilfe bringen, aber er ist doch der große Einzelne, und seine Umgebung erinnert in nichts an eine bestimmt geformte oder zu formende Gemeinschaft. Wolfram geht darüber weit hinaus. Friedrich Knorr bemüht sich mit Recht, die gebundene Menschenwelt und Parzivals Dienst in ihr hervorzukehren. Dennoch fällt bei Wolfram nicht das Wort Volk und Volkscharakter. Das Mittelalter war erfüllt von dem Gedanken der christlichen Menschengemeinschaft, in die auch der Orient und seine farbigen Bewohner hineinwachsen sollen. Und dennoch wäre es denkbar, daß ein Dichter eines volksbewegten Zeitalters den großen Gotteskämpfer Parzival wieder erweckte, und mit ihm die Seele des deutschen Volkes

in ihrem Suchen und in ihrer Kraft, in ihrer Fähigkeit und Bereitschaft, die Kunde des heiligen Grals zu hören und seinem beglückenden, unvergänglichen Gesetz zu folgen.

## Wie ich suchte und - gefunden habe

Von Sigrid Undset

**W**enn alle, die zur katholischen Kirche heimgefunden haben, ihren Weg zu ihr schildern sollten, würde es sich vielleicht zeigen, daß auch nicht zwei die gleiche Straße zogen. Uns, die wir der Kirche Gegebenheit als den »Grund- und Eckstein der Wahrheit« angenommen haben, kann es nicht wundernehmen, daß ebensoviele Wege nach Rom führen, als es Menschenmeinungen gibt.

Wir Menschen im allgemeinen wiegen uns oft so gern in der Hoffnung, daß wir womöglich die reine Wahrheit doch nicht finden möchten; wir bilden uns ein, das Leben müßte seinen ganzen Reiz verlieren, und mit unserer Freiheit würde es gar aus sein, sobald es wirklich eine Wahrheit gäbe, eine einzige, in der alle andern Wahrheiten aufgingen.

In vielen von uns sträubt sich zeitweise alles gegen die Tatsache, daß zwei mal zwei vier ist! Hat man diese eintönige Formel jedoch erst einmal angenommen, so zeigt es sich häufig, daß man auf dieser Grundlage eine ganze Menge eigene Anlagen und Fähigkeiten entwickeln kann. Nimmt man sich aber aus persönlicher Überzeugung die Freiheit heraus, zu handeln und zu rechnen, als ob zwei mal zwei fünf oder Null oder sieben wäre, dann muß man eben die Folgen tragen. Dazu gehören u. a. die Repressalien der Umwelt, wenn es dieser nämlich wider ihren Vorteil zu streiten scheint, daß wir nach einer so eigenartigen Multiplikationstabelle mit ihr abrechnen. Gleichwohl kennen sicher alle - und wenn auch nur als vorübergehende Stimmung - die Sehnsucht nach einem Wunschland, in dem zwei mal zwei gerade so viel ist, als wir im Augenblick möchten.

In Wahrheit ist aber die Freiheit auch in solchem Lande der Träume nur eine eingebildete. Die Anzahl der Traumtypen und Traumkombinationen ist nicht unbegrenzt. Das Traumleben ist in höherem Grade gesetzgebunden, als die meisten Menschen ahnen. Aber man meint, das müsse eine herrliche Freiheit sein, wenn man in ein Dasein flüchten könnte, wo der Mensch selbst Wesen und Seiten der Dinge zu bestimmen hätte.

Die Wirklichkeit, in die wir hineingeboren sind, enthält bereits fertige, nach Wesen und Auswirkungen gegebene Dinge; sie sind untereinander gesetzmäßig verknüpft. Da findet sich für die Menschen, wie sie nun einmal sind, nur ein Ausweg zur Freiheit: sich geradeswegs aus diesem Netz von Ursachen und Zusammenhängen herauszuarbeiten. Und das Ende ist oft, daß man nur tiefer versinkt und sich unrettbar darin verstrickt.

In dieser Welt können wir nur zu einer einzigen Art von Freiheit gelangen,